

Sachsen und Schwaben an der mittleren Donau

Von Richard Busch-Zantner

Im weiten Rund des Donauraums gibt es sehr verschiedenartige deutsche Siedlungen, — zumal wenn man den Begriff „Donauraum“ möglichst weit faßt und darunter nicht nur die Gebiete unmittelbar an der Donau selbst versteht, sondern auch die Randregionen des Donaubeckens, den großen Karpatenbogen zumal. Da finden wir am Südfuß der Tatra die Zipser Sachsen und dann jene von Siebenbürgen, außerdem aber an der Donau und ihren Nebenflüssen, die da in den Landschaften der Woivodina, der Schwäbischen Türkei und im Ofeuer Bergland um Donau, Save und Theiß ansäßig sind.

Schwaben und Sachsen, — wie ist dieser Unterschied zu verstehen? Zunächst muß man feststellen, daß diese sogenannten „Schwaben“ größtenteils echte Schwaben sind, Württemberger in der großen Mehrzahl, mitunter auch Badener Alemannen und Leute aus dem pfälzischen Rheinland. Die Sachsen aber sind nicht sächsischer, sondern rheinfränkischer Herkunft; der Name muß sich also wohl anderswie erklären. Die Bezeichnung „Sachse“ ist für das alte ungarische Staatslatein, das von den „Iarones“ sprach, gleichbedeutend mit Deutscher und meint nichts anderes als jene ersten zahlreichen deutschen Kolonisten, die sich vor der Türkenzeit in den ungarischen Donauraum ergossen. Die Schwaben hingegen, die zweite Schicht des donauländischen Deutschtums, kamen erst, als das Land den Türken wieder entziffen war.

Wir müssen also die Türkenkriege als einen großen Abschnitt im deutschen Siedlungsritmus des Südostens betrachten. Sie haben die alte sächsische Kolonisation fast restlos zerstört. Nur da, wo die Türken nicht hinkamen, in den Bergländern der Zips und in Siebenbürgen, hat sie sich erhalten. Die alten Sachsenstellungen aber, wie wir sie in der vortürkischen Zeit selbst in Bulgarien und in Südbanien nachweisen können, saßen damals auch an der mittleren Donau. Wir wissen von sächsischen Dörfern im Balongewald, auf der Donauinsel Csepel, und die großen ostungarischen Städte haben durchaus nicht zufällig deutsche Namen. Die Sachsen, die übrigens nicht aus eigenem Antrieb kamen, sind von den Ungarn geholt worden, um Land und Leute des magyarischen Königreiches mit der abendländischen Kultur vertraut zu machen, es ist sehr kennzeichnend, daß diese erste, die sächsische deutsche Donaulonisation überwiegend nicht bäuerlich war, sondern sehr viel mehr in Adel, Handwerk, Gewerbe bestand, in einer ausgesprochenen Kultursicht also, die namentlich in den Städten sah oder aber die die reichen ungarischen Bergwerke besorgte. Der deutsche Adel vollends, besser vielleicht: das damals nach Ungarn gerufene deutsche Rittertum hatte die Pflicht, den dauernden Entfällen asiatischer Fremdvölker zu wehren, und wir sehen bei näherer Betrachtung genau, daß regelmäßig nach jedem solchen Einfall eine neue Welle der deutschen Kolonisation folgte. So war es nach den Ungarischen, so war es aber auch nach dem Einfall der Pesthegen und anderen kleineren Ueberfällen.

Wie stark nämlich die erste deutsche Kolonisation war, mag daraus erhellen, daß auch Budapest mit in die Reihe der alten sächsischen Städte gehört. Schon seit der Franzosenzeit lag in Ofen eine „villa teutonica“, eine deutsche



Niederlassung, an der die „hospites Iarones“, die deutschen Gäste, einen Güterstapelplatz hatten. Um 1245 wurde von Deutschen die Schutzburg fest gebaut und mit deutscher Besatzung belegt. Das alte Stadtrecht war nach Magdeburger Vorbild geschaffen und sah an der Spitze der Gemeinde einen gewählten Stadtrichter vor, der — ein Umstand, dessen tiefen völkischen Sinn wir erst heute wieder verstehen — seine Würdigkeit durch eine Abnenprobe über drei Generationen zu erweisen hatte. Amtssprache und Predigt waren deutsch, von den zwölf Ratsherrn konnten zwei ungarischer Nationalität sein, mußten es aber nicht. Erst im 14. Jahrhundert kam größerer Magyarenzug. Dann aber erschienen die Türken. Und als nach ihrem Abzug Budapest neu aufgebaut wurde, entstand es diesmal als rein ungarische Stadt, die erst später eine deutsche Minderheit erhielt.

Dafür aber kam nach dem Abzug der Türken wieder die deutsche koloniale Welle; und zwar war es nun das große Bauerndoll der Schwaben, das unter zielbewusster Leitung zwischen 1717 und 1803 in zwei großen „Schwabenjügen“ aus dem Südwesten des Reiches hinunter nach dem Südosten gebracht wurde: durchwegs Bauern, also eine Volksgruppe, wenn auch die lebensfähigste von allen. Es fehlte von Anfang an die Intelligenz; und das wurde später gefährlich, als die ungarische Oberschicht sich über die deutschen Bauern legte und außerdem rücksichtslos jeden bewußt deutschen Bauernlohn am geistigen Aufstieg hinderte. Man merkt, wenn man durch die Dörfer dieses fruchtbaren, aber eintönigen flachen Landes reist, den neuen kolonialen Charakter überall. Dörfer in Schachbrettmannier, ein Haus wie das andere, die einzelnen Dörfer selbst ohne erhebliche Unterschiede, — ein einheitliches großes Land, das in Kulturform und Volkstum im großen und ganzen allenthalben übereinstimmt.

Noch im 19. Jahrhundert war die Volkskraft dieses kolonialen Bauerntums so stark, daß es von sich aus wieder

kolonisierte. Bis nach Bulgarien und Slawonien haben die nachgeborenen Söhne der Donauschwaben ihre neuen Dörfer begründet. Dann aber kam Wohlstand in die Orte, die Ansprüche hoben sich, die Kinderzahl ging zurück, und heute ist zwar das Volkstum dieser Schwaben an sich noch bestell, den überlegenen Geburtszahlen der Ungarn, Slawen und Rumänen gegenüber aber in verhängnisvollem Nachteil. Dazu kommt die unglückliche Zerstückelung durch die Grenzen des Distrikts von Trianon; ein Teil blieb bei Ungarn, einer kam zu Jugoslawien, ein anderer an den rumänischen Staat. Das Volkstum, ineinander vermischt und als Gesamtheit mächtig, wurde damit zerrissen und in jedem der drei Nachfolgestaaten zu einer unorganischen Minderheit gemacht: ein Meisterstück bössartiger Grenzgebungskunst. So verlor der südslawische Anteil die Beziehungen zum alten schwäbischen Kulturmittelpunkt von Temeschburg und mußte sich dafür in Neuzug mühsam Ersatz schaffen. Weiskirchen und Weiskirchen aber verloren ihre Wirtschaftsgebiete und sanken zu bedeutungslosen Grenzstädten herab.

Buntes Allerlei

Diese Geschichte von einem gefangen genommenen Gatten

wird aus Rom berichtet: Als an einem regnerischen Novemberabend ein Herr mit aufgepumptem Regenschirm durch die Straßen Roms elite, fiel etwas auf seinen Schirm, und gleichzeitig erscholl ein männlicher Hilferuf aus dem obersten Stock eines Hauses. Der Mann auf der Straße, der sich erklaute umschah, erblickte im vierten Stock des Hauses, vor dem er stand, ein offenes Fenster, aus dem ihm ein anscheinend sehr aufgeregter Mann lebhaft Zeichen machte. Endlich verstand der Herr auf der Straße, suchte nach dem herabgeworfenen Gegenstand, der sich als ein zusammengeknülltes Stück Papier entpuppte, auf dem der Mann, der es herabgeworfen hatte, um Befreiung aus seiner viertägigen Gefangenschaft bat. Der Fußgänger rief die Polizei, die bald erschien und die vier Treppen des Hauses hinaufstürzte. Mit entzündeten Pistolen verlangten sie Eintritt, und als die Tür geöffnet wurde, stand eine junge Frau vor ihnen, die erstaunt nach dem Zweck ihres Kommens fragte. Als die Schutzleute ihr den Hilferuf ihres Mannes vorhielten, suchte sie die Schlüssel, nahm einen Schlüssel vom Tisch und öffnete das Zimmer. Der Mann der jungen Frau, der in dem Zimmer stand, erklärte, nähere Mitteilungen erst auf dem Polizeiamt machen zu wollen. Die Polizei nahm das Ehepaar mit. Auf der Wache öffnete der Ehemann ein Paket, das er bei sich trug, und entnahm ihm drei Paar Schuhe, zwei Paar wenig gebrauchte und ein Paar fast neue Damenschuhe. Kollet Empörung wies der Ehemann auf die Schuhe und gab zu Protokoll, daß seine Frau zu diesen drei Paar Schuhen noch ein viertes gemollt habe, und da er darauf nicht eingegangen sei, habe sie ihn einfach in die Kammer gesperrt und ihm versichert, sie werde ihn nicht eher freilassen, bis er ihr einen Hundertkroßwein für neue Schuhe durch den Türspalt geschoben habe. Davon wollte der Mann nichts wissen, er beschloß, in der Kammer zu bleiben, bis seine Frau ihn wieder herausließe. Schließlich besand sich in ihr etwas Lebensmittelpvorräte und Getränke. Doch am vierten Tage war der Vorrat verflücht, und deshalb fand er keinen anderen Ausweg, als Hilfe herbeizurufen. Die junge Frau erbleibt zunächst von dem Kommissar eine Strafpredigt. Ob es der Polizei gelungen ist, die erschütterte Stellung des Ehemannes wieder herzustellen, darüber schweigt des Sängers Hüftigkeit.

Humor

Relativ: „Hat Ihnen Ihr Französisch Schwierigkeiten gemacht, als Sie unlängst in Paris waren?“ — „Mir nicht, aber den Franzosen.“

Die Gemeindelast

ROMAN VON GERT ROTHBERG

WENIGER-RECHTSCHUTZ DURCH VERLAG Oskar MEISTER, WERDAU I.S.A.

(20. Fortsetzung.)

Der Oberhofbauer aber sah zu Christa hinüber, und sein harter Mund zuckte. —

Die Reiz war von bestem Wetter begünstigt. Italiens Sonne entäußerte nicht. Golden schien sie herab, und die Wundergärten Roms spendeten ihren Wohlgeruch. Die Reuermähten wohnten in einem der vornehmsten Hotels, und Gisela's Stolz kannte keine Grenzen, als sie eines Tages Graf Farrentreuther und seine Eltern im Speisesaal trafen und der junge Graf neben Ernst Oberhof einer recht schlappen, verlebten Eindruck machte.

„Oberhof? Wieso Oberhof? Adel? Kenn' ich doch gar nicht!“ kurrte der alte Graf und nahm im Geiste den Gotha durch.

„Kein Adel, Papa! Ich erzählte es euch doch, daß Gisela Feiden nach dem wenig ruhmvollen Ende ihres Vaters einen reichen Gutbesitzer geheiratet hat.“

Es klang wegwerfend, und der alte Graf meinte grämlich:

„Dann war es auch durchaus nicht nötig, daß wir mit den Leuten zusammengebracht wurden.“

„Wegen der kurzen Begrüßung? Keine Angst, Papa, auf ein näheren Verkehr lasse ich's bestimmt nicht ankommen.“

„Dann ist es gut. Jamos sah dieser Bauer aber aus.“

„Dies letzte Bemerkung ärgerte den jungen Grafen maßlos, aber es ließ sich nichts dagegen einwenden.“

Nach einer Weile meinte der alte Graf:

„Mehr Geld als wir scheinen diese Oberhofs zu haben.“

„Die Frau Gräfin nicht und ich mit viel Verständnis ihre Stelle.“

Gisela aber schmiegte sich fest an ihren Mann.

Er sah sie erstaunt an.

„Gisela?“

„Ich liebe dich, Ernst!“

„Und ich dich. Aber wieso mußt du mir das jetzt so sehr versichern? Hast du einen besonderen Grund?“

„Ja! Weil deine Liebe mich davor bewahrt hat, die Frau des Grafen Farrentreuther zu werden.“

Nach dem Essen machten sie einen Spaziergang in den blühenden, duftenden Sommergarten hinein. Einmal blieb Gisela stehen und blickte von einem Hügelchen in einen wahren Wundergarten. Sah eine prächtige Villa verträumt inmitten des Grüns.

„Ein Paradies, Ernst! Wer hier wohnen könnte!“

Ihre Augen glühten sehnsüchtig.

Da senkte sich dem Manne mit grausamer Deutlichkeit ins Herz, daß diese Frau niemals ein lebenslanges Glück auf dem Oberhof finden konnte. Und diese Gewißheit würde ihn innerlich ruhelos machen, denn noch liebte er sie mit jeder Faser seines Seins. —

„Fritz Wellin.“

Ernst Oberhof las es an dem blanken Schild. Und ein sonderbares Gefühl war in ihm.

Wellin! Wellin hieß auch Christa, der die Güte seines Vaters auf dem Oberhofe ein Heim gegeben. Bestand zwischen diesem Namen hier und der kleinen Christa ein Zusammenhang? Kaum!

Sie waren weitergegangen. Gisela plauderte nicht mehr so lieb wie vorhin. Sie dachte auch nicht an die gleichen Namen. Vielleicht wußte sie auch gar nicht, daß Christas Familienname Wellin lautete. Sie dachte an etwas ganz anderes: Daß es schön wäre, wenn sie mit Ernst immer so reisen könnte. Wenn er vielleicht daheim einmal alles verkaufte und sie sich hier in diesem gesegneten Lande gleichfalls in einer Märchenvilla niederlassen würden. Ob er dies jemals tun würde, wenn er alleiniger Besitzer des Oberhofs war? — Nein! Er war ein Bauer trotz allem, und die wurzelten mit Leib und Seele in der heimatischen Scholle. Sie wußte ja auch ganz genau, daß er sich jetzt schon wieder nach Hause sehnte, trotzdem er die Schönheiten Italiens aus ehrlichem Herzen bewunderte.

Schweigend schritten sie an der alten Mauer entlang. Da zuckte Gisela plötzlich zusammen.

Auf einer Erhöhung hinter der Mauer, von blauen, duftenden Loribäumen umwuchert, stand ein Mann und blickte herunter. Und dieser Mann war derjenige, den Gisela damals auf dem Bahnhof gesehen hatte, als sie mit ihrer Mutter zur Sommerfrische bei den Oberhofs eintraf.

Wie seltsam dies war! Und seine Augen blickten sie wieder an wie damals, bewundernd, fest, weiterfahren, ein bißchen müde vom vielen Erleben, aber immer auf der Suche nach neuen Abenteuern. Wer war der Mann?

Gisela besann sich, daß sie ihn damals für einen Maler gehalten hatte. Nun, wenn sie recht gehabt, dann war es weiter kein Wunder, wenn er die deutschen Berge besucht hatte. Die Maler waren ja überall.

Ewig schade, daß man niemals beim ersten Sehen wußte, was hinter einem Menschen steckte. Der hier war bestimmt vermögend! Er besaß diese entzückende Villa mit dem Märchengarten. Und hätte sie dies gewußt, dann — wäre vielleicht alles anders gekommen. — Gisela schmiegte sich an ihren Mann, wie auf der Flucht vor den schwarzen Gedanken, die hinter ihrer weißen Stirn kreuzten. Mit zusammengezogenen Brauen sah der Mann an der blumenüberwucherten Mauer ihnen nach.

Und unauffällig ging Oberhofs Blick noch einmal zu ihm hin.

„Ernst, den Herrn dort oben an der Mauer habe ich schon einmal gesehen. Dabei bei euch auf dem Bahnhof war es, als ich mit Mama zum erstenmal zu euch kam.“ sagte Gisela, weil sie es für besser hielt, gleich Offenheit zu zeigen, denn sie kannte die kleine feile Falte auf der Stirn des Gatten genau.

Sie irrte sich aber, wenn sie glaubte, nur Eifersucht habe diese Falte eingegraben. Ernst Oberhof dachte jetzt hauptsächlich an diesen mehr als sonderbaren Zufall, daß dieser Mann, der den gleichen seltenen Namen wie Christa trug, in seiner Heimat gewesen war. In dem Dorfe, wo man einst die fremde Frau mit ihrem Kinde aufgenommen ...

Ein Zufall? Es war zu seltsam, um ein Zufall zu sein! Wiederum auch nicht. Warum hätte er die bekannte Sommerfrische in dem deutschen Bergdorfe nicht aufsuchen sollen?

(Fortsetzung folgt.)